

Wittgenstein liest Freud

MATTHIAS KROB, POTSDAM

Vermutlich hat Wittgenstein die *Traumdeutung* kurz nach Ende des Ersten Weltkriegs gelesen. Der Leseindruck war überwältigend. Jahrzehnte später, im Jahre 1942, berichtet Wittgenstein seinem Schüler Rush Rhees, daß er sich bei seiner eher „zufälligen“ Lektüre Freuds vor Erstaunen aufgesetzt habe: „Hier ist jemand, der etwas zu sagen hatte.“ (VB 61) Seitdem sei er ein „Anhänger“, ja „Schüler“ Freuds (McGuinness 1979, 67). Eine intensive Beschäftigung mit anderen Werken Freuds, läßt sich in den dreißiger Jahren verorten. Wittgenstein kommt in seinen Aufzeichnungen und Vorlesungen ab 1929 jedenfalls immer wieder auf die Psychoanalyse zurück. Im Oktober 1930 schreibt er: „Loos, Spengler, Freud & ich gehören alle in dieselbe Klasse die für diese Zeit charakteristisch ist.“ (D 28) Einige Tage zuvor hatte er mit der Offenheit, die das Tagebuch erlaubt, notiert: „Freud irrt sich gewiß sehr oft & was seinen Charakter betrifft so ist er wohl ein Schwein oder etwas ähnliches aber an dem was er sagt ist ungeheuer viel. Und dasselbe ist von mir wahr. There is a *lot* in what I say.“ (D 21) Mitte der dreißiger Jahre spielte er mit dem Gedanken, Psychiater zu werden (vgl. Drury 1987, 191). Noch 1945 schreibt er an seinen amerikanischen Schüler Norman Malcolm, daß er Freuds wissenschaftliche Leistungen in hohem Maße verehere – Freud sei für ihn „ohnegleichen“ (Malcolm 1987, 161f.). Die Kommentierung von Freuds *Traumdeutung* hat während der vierziger Jahre einen festen Platz in seinen philosophischen Gesprächen und Vorlesungen. In diesen Jahren setzt er, der häufig genug seine Furcht bekannte, über seine Arbeit wahnsinnig zu werden, sich intensiv mit den Kriterien der geistigen Normalität auseinander – ein auch für Freud faszinierendes Feld voller fließender Übergänge. Während des Krieges besichtigte er eine psychiatrische Heilanstalt und unterhielt sich ohne Beisein eines Aufsehers mit den Patienten (vgl. Fischer 1991, 182).

Allerdings verrät Wittgenstein nur an wenigen Stellen seiner Aufzeichnungen, was ihn an der Psychoanalyse Freuds so faszinierte. Seine Ausführungen laufen im Gegenteil auf eine vernichtende Kritik am psychoanalytischen Verfahren hinaus und schließen zumeist mit der für ihn charakteristische eindringliche Warnung an seine Schüler ab, sich ja vor den verhängnisvollen Verlockungen der bezirzenden Methode zu hüten: „[Freud] steckt voller fragwürdiger Gedanken, und sein Reiz und der Reiz seines Themas

sind so groß, daß man leicht darauf hereinfällt [...].“ Wenn man nicht „ganz klar“ denke, sei die „Psychoanalyse eine gefährliche und unsaubere Methode“, die „unendlich viel Schaden angerichtet und vergleichsweise wenig Gutes getan“ habe (Malcolm 1987, 161) Später notiert er: „Freud hat durch seine phantastischen Pseudo-Erklärungen (gerade weil sie geistreich sind) einen schlimmen Dienst erwiesen. (Jeder Esel hat sie nun zur Hand, mit ihrer Hilfe Krankheitserscheinungen zu ‚erklären‘).“ (VB 109) Mit einer derartigen Vehemenz pflegte sich Wittgenstein sonst nur über die Schädlichkeit einer falschen Philosophie zu äußern.

Wittgensteins Kritik an Freud kann nicht – und wollte wohl auch nicht – einen Anspruch auf Systematik, geschweige denn Vollständigkeit erheben. Vor dem Hintergrund seiner Einwände stellt sich Wittgenstein die Frage nach den Gründen bzw. Ursachen, warum die Psychoanalyse trotz ihrer eklatanten Schwächen so überaus erfolgreich werden konnte, und erkennt in ihr eine geistverwandte Therapieintention, nämlich einen grundlegenden Wechsel der Betrachtungsweise der bestehenden Probleme, die nicht nur „gelöst“, sondern in einem radikaleren Sinne „aufgelöst“ werden sollen.

Es ist sicher eine wichtige Frage, ob Wittgensteins Vorbehalte gegen die Psychoanalyse in der Version ihres Begründers *sachlich* gerechtfertigt sind oder etwa selbst wiederum als eine zu analysierende „Abwehrreaktion“ zu klassifizieren sind. Wittgenstein hat sich in seinen *zur Veröffentlichung bestimmten* Aufzeichnungen nur selten mit der Psychoanalyse auseinandergesetzt. Seine Einwände gegen Freuds Version der Psychoanalyse – andere zeitgenössische Autoren wie Jung, Rank, Ferenczi oder Adler hat er offenkundig nicht zur Kenntnis genommen – können auch nicht eine besondere Originalität für sich beanspruchen.

Die Auseinandersetzung mit Wittgensteins Bemerkungen zur Freud'schen Psychoanalyse gewinnt ihren Reiz vor allem daraus, daß Wittgenstein, trotz aller Kritik an der psychoanalytischen Methode – also einer nicht physiologisch fundierten Therapie seelischer und, soweit das Bewußtsein angesprochen ist, mentaler Zustände –, offenkundig so fasziniert war, daß er bei der Ausarbeitung seiner „Spätphilosophie“ nach 1929 selbst immer wieder auf psychoanalytische Motive zurückgriff. Auch wenn die vorherrschende sprachanalytische Wittgenstein-Interpretation solchen Beeinflussungen nur unwillig nachgeht und den Sprachphilosophen zu meist „enthistorisiert“, wird man anerkennen müssen, daß Wittgensteins Philosophieren in mancher Hinsicht dem Analyseverfahren Freuds durch-

aus verwandt ist. Man könnte in manchem sogar von einer „Familienähnlichkeit“ sprechen.

Der erste inhaltliche Einwand Wittgensteins gegen die Psychoanalyse Freuds betrifft die *Sexualisierung des Traumgeschehens*. Als Beispiel für seine Kritik wählt Wittgensteins Freuds Schilderung eines „schönen Traums“ in der *Traumdeutung*, der nach Freuds Ausdeutung sich als „das größte sexuelle Zeug, Verdorbenheit der schlimmsten Art“ erweise. Freud schließt seinen Bericht mit den Worten: „Der schöne Traum wollte der Träumerin nach der Deutung gar nicht mehr gefallen.“ Wittgenstein wendet ein: „Freud sagt, daß der Traum verdorben ist. *Ist* er verdorben? Offenbar nicht. [...] Freud nannte den Traum ‚schön‘, er setzte ‚schön‘ in Anführungszeichen. Aber *war* der Traum nicht schön? [...] Ich würde sagen, Freud hat die Patientin betrogen.“ (VG 39) Wittgenstein stellt mit diesem und anderen Beispielen nicht nur Freuds Unterscheidung zwischen „latentem“ und „manifestem“ Trauminhalt und dessen bloß sexuelle Ausdeutung in Frage, sondern zielt auf den mit dieser Unterscheidung letztlich verbundenen Anspruch, daß die psychoanalytische Erklärung eine *Kausalerklärung* im Sinne einer eindeutigen Korrelation von Ursache und Wirkung darstellt. Freud hat sich bekanntlich ja auf die Feststellung zurückgezogen, daß es ihm gelungen sei, für das manifeste Geschehen ein überzeugendes *Motiv* gefunden zu haben.

Auf die nicht eindeutige Verwendung dieses Begriffs in Freuds Abhandlungen zielt Wittgensteins zweiter Einwand. Freuds Rede vom „Motiv“ ist äquivok – er gebraucht ihn einerseits zur Bezeichnung eines intentionalen (Bewußtseins)Zustands des Patienten, andererseits markiert es eine verborgene Ursache für diesen mentalen Zustand. Wenn Freud von einer kausalen Determinierung des psychisch-motivationalen Geschehens beim Patienten spricht, müßte er eine eindeutige Beziehung zwischen einer isolierbaren („latentem“) Ursache und ihren („manifestem“) Wirkungen namhaft machen können, die auch *unabhängig* von der Wahrnehmung der Beteiligten besteht. Freud scheint dies in der Tat anzunehmen, ist für ihn die Korrektheit einer Diagnose doch auch ohne oder sogar gegen die Zustimmung des Patienten möglich. Allerdings lassen sich dann die Korrektheitsbedingungen der vermeintlich objektiven Diagnose nicht mehr unabhängig vom Therapeuten angeben. Wittgensteins Einwand, daß sich hinter dem manifesten Geschehen möglicherweise gar keine „latente“ oder eine ganz andere als die vom Analytiker erkannte Ursache verbirgt, kann der Therapeut bloß mit der Versicherung begegnen, daß das, was er erkenne,

wirklich der Fall sei. Ein solches Verfahren wird man allerdings kaum noch als wissenschaftlich im Sinne des von Freud reklamierten Kausalitätsprinzips betrachten können. Es tut sich vielmehr eine Begründungslücke zwischen dem wissenschaftlichem Selbstanspruch und der tatsächlichen, als „spekulativ“ zu bezeichnenden Praxis der Theorie auf (vgl. VG 65). Die Folgen sind für Wittgenstein fatal: Freud „wollte eine einzige Erklärung finden, die zeigen sollte, was Träumen bedeutet. Er wollte das *Wesen* des Traumes ergründen, und er hätte jede Vermutung, daß er teilweise, aber nicht ganz und gar recht haben könnte, von sich gewiesen. Wenn er sich teilweise irrte, dann hätte das für ihn bedeutet, völlig falsch zu liegen.“ (VG 69)

Da die Psychoanalyse in Wahrheit kein wissenschaftliches Fundament besitzt, das laut Wittgenstein allein dem Erfahrungswissen zukommt, so entbehrt auch drittens die vom Analytiker reklamierte prinzipielle Überlegenheit gegenüber seinem Patienten, also die *Asymmetrie in der therapeutischen Situation*, der wissenschaftlichen Legitimität. Daß die Deutung des Analytikers in vielen Fällen interessant (Wittgenstein nennt sie in VG 42 „vernünftig“), ja sogar meistens zutreffend sein mag, bestreitet Wittgenstein keineswegs. Ihn irritiert vielmehr der Umstand, daß diese Therapiehoheit in *allen* Fällen am Ende dem Analytiker zugeschrieben, ohne hierfür überprüfbare, nicht-rekursive Begründungen geben zu können: „Freud [zeigt] niemals, wo aufzuhören ist, wo die richtige Lösung liegt. [...] Manchmal sagt er, daß der Doktor weiß, was die richtige Lösung oder Analyse eines Traums ist, wohingegen es der Patient nicht weiß: der Doktor kann sagen, daß der Patient sich irrt.“ (VG 63)

Wittgensteins inhaltliche Einwände gegen die Freudsche Psychoanalyse sind grundsätzlicher Art und führen ihn dazu, sie als *Theorie* zu verwerfen. Es handelt sich bei ihr, wie er einmal drastisch formuliert, sogar um schieren „Betrug“. Daß er ihr dennoch mit unübersehbarem Respekt begegnet, liegt an ihren außerordentlich erfolgreichen *Techniken*, deren sie sich zu ihrer Vermittlung bedient. Wenn Wittgenstein feststellt, daß Freud die Menschen dazu „überrede“, seine Lehren anzunehmen, so ist dies keineswegs nur abschätzig gemeint. Zwar hält er der Freudschen Instanzenlehre das von Bischof Butler überlieferte Motto entgegen: „Alles ist, was es ist, und nicht etwas anderes“ (VG 44)¹ – eine Erledigung des psychoanalytischen Theoriekonzeptes gleichsam im Handumdrehen –, doch findet er in

¹ Dieser Ausspruch wurde von Wittgenstein als Motto für seine *Philosophischen Untersuchungen* in Betracht gezogen, vgl. Monk 1992, 477.

Freuds Verfahrensweise durchaus Momente, die seinen eigenen Intentionen sehr nahe stehen.

Bereits in der *Logisch-Philosophischen Abhandlung*, also lange vor seiner genaueren Bekanntschaft mit den Schriften Freuds, hatte Wittgenstein die Darstellungstechnik eingesetzt, seinen scheinbar rhapsodisch angeordneten, oft apodiktischen und stets kryptischen „Sätzen“ über das, was der Fall sei, eine konsistente Deutung zu geben, indem er sie als ein Therapieangebot für irregeleitete Philosophen anbot. Allerdings könne sein Buch, schrieb er in das Vorwort der *Abhandlung*, wohl nur den überzeugen, der ihre Voraussetzungen bereits teile – aber diese Vorbedingung für den angestrebten Therapieerfolg gilt ja gerade für die Psychoanalyse. Und am Schluß der *Abhandlung* bilanziert er lapidar, daß der Leser, nunmehr zur richtigen Sicht der in Frage stehenden Probleme gelangt, das Buch fortwerfen solle – schließlich komme es nicht auf den Text, sondern auf die Änderung der Sichtweise des Lesers an – eben dies ist es, was Freud als den eigentlichen Zweck seiner Analyse bezeichnet hat.

Die Engführung von philosophischer Reflexion, Therapie und Einsichtsfähigkeit des Patienten ist für Wittgenstein auch nach 1929 leitend für die Entwicklung seiner Überlegungen. Fast hat es den Anschein, er habe wesentliche Teile seines eigenen philosophischen Verfahrens von Freud übernommen. Zumindest verwendet er gern dessen methodische Grundüberlegungen, zuweilen sogar seine Terminologie. So notiert er 1930: „Eine der wichtigsten Aufgaben ist es ja, alle falschen Gedankengänge so charakteristisch auszudrücken, daß der Leser sagt ‚ja, genauso habe ich es gemeint‘. Die Physiognomie jedes Irrtums nachzuzeichnen. Wir können ja auch nur dann den Andern eines Fehlers überführen, [...] wenn er diesen Ausdruck (wirklich) als den richtigen Ausdruck seines Gefühls anerkennt. Nämlich, nur wenn er ihn als solchen anerkennt, *ist* er der richtige Ausdruck. (Psychoanalyse.)“ (BT 277)

An der Psychoanalyse kann also exemplarisch studiert werden, wie dieser „richtige“, also anerkennungsfähige Ausdruck des „Gefühls“ zu finden ist: Freud „spricht davon, den Widerstand aufzugeben. Eine ‚Instanz‘ wird von einer anderen ‚Instanz‘ getäuscht. [...] Der Analytiker gilt als stärker, als fähig zu kämpfen und die Täuschung der Instanz zu überwinden. Aber es gibt keinen Weg zu zeigen, daß das ganze Resultat der Analyse nicht ‚Täuschung‘ sein wird. Es ist etwas, was die Menschen annehmen wollen, was es für sie einfacher macht, bestimmte Wege zu gehen: es macht für sie bestimmte Verhaltens- und Denkweisen natürlich. Sie haben eine Denkweise aufgegeben und eine andere angenommen.“ (VG 65)

Zu diesem Erfolg trägt laut Wittgenstein nicht zuletzt Freuds Anstößigkeit bei. Seine sexualisierenden Erklärungen gewinnen ihren unwiderstehlichen „Reiz“ daraus, *daß* sie so provozierend abstoßend sind. Denn kraft ihrer Intensität zwingen sie den Patienten zu einer Stellungnahme und eröffnen ihm die Möglichkeit zu einem radikalen Anschauungswandel bis hin zu einer Umwertung bisheriger Werte. Über solche „Waffen“ der Provokation im Sinne der Sache verfügt der Sprachphilosoph nicht – zuweilen zu seinem eigenen Bedauern. Doch auch er kann von der Unterscheidung bewußt/unbewußt profitieren: „Es ist eine Haupttätigkeit der Philosophie vor falschen Vergleichen zu warnen. Vor (den) falschen Vergleichen/Gleichnissen/ zu warnen die unserer Ausdrucksweise – ohne daß wir uns dessen ganz bewußt sind – zugrunde liegen.// Ich glaube unsere Methode ähnelt hier der der Psychoanalyse die auch unbewußtes bewußt und dadurch unschädlich machen will und ich glaube daß diese Ähnlichkeit keine rein äußerliche ist.“ (WA 3, 95) Und in den *Philosophischen Untersuchungen* schreibt er, gewiß in Anspielung auf Freud: „Der Philosoph behandelt eine Frage; wie eine Krankheit“ (PU 255). Zuweilen schlüpft Wittgenstein geradezu in die Rolle des Therapeuten, der selber stumm bleibt: „Ich soll nur der Spiegel sein, in welchem mein Leser sein eigenes Denken mit allen seinen Unförmigkeiten sieht & mit dieser Hilfe zurechtrichten kann.“ (VB 54) Zudem begreift Wittgenstein seine sprachphilosophischen Therapien als eine Art unendlicher Analyse. Das ‚Durchpflügen‘ der ganzen Sprache in der Absicht, die philosophischen Verstellungen und Verzerrungen Schritt für Schritt zu korrigieren, komme, so ruft ein fiktiver Gesprächspartner Wittgensteins aus, wohl nie an ein Ende – worauf der Sprachphilosoph erwidert: „Freilich nicht, denn sie hat ja keins“ (BT 290), denn ein ‚triebbedingter‘ (vgl. PU 109) „Rückfall“ in alte, eigentlich ‚therapierte‘ Zustände sei niemals auszuschließen (BT 285). Der Kampf gegen die „Verhexungen des Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“ (PU 109) ist folglich niemals endgültig zu gewinnen, zumindest nicht solange wie die gesamte grammatische „Mythologie“ durchgearbeitet ist, die in „unserer Sprache niedergelegt“ sei (vgl. BT 291). Hierzu setzt Wittgenstein, auch darin wieder Schüler Freuds, das Mittel der „übersichtlichen Darstellung“ (PU 122) ein in der Absicht, ein „unverstandenes“ Geschehen sinnvoll zu ordnen und so den „Verwirrungen“ abzuhelfen (PU 132).

Freuds Genie besteht für Wittgenstein darin, neben der „Erfindung“ neuer Begriffe und Sprachspiele eine „Kartographie“ der Seele geschaffen zu haben, durch die viele der verwirrenden Phänomene in eine übersichtliche Ordnung gebracht wurden und auf diese Weise den Sinnbedürfnissen

der Menschen seiner Zeit genügen zu können. Die Psychoanalyse hatte offenkundig auf die geheimnisvollsten und schwierigsten Fragen, die den Menschen in ihrem Leben begegnen können – Fragen nach Geburt und Tod, dem Status der Seele und des Selbst, nach Metaphysik und Religion, nach Sexualität, Liebe und Aggression – eine Reihe auf den ersten Blick befremdlicher, aber doch immer verblüffend schlüssiger und entlastender Antworten gefunden. Mit ihrem Anspruch auf strikte Wissenschaftlichkeit hatte sie zudem das schlüpfrige Gebiet der dunklen Triebe und verbotenen Träume vom Stigma individueller Sündhaftigkeit befreit; es wurde statt dessen zum Ort einer gattungsspezifischen „Urszene“, die sich in jedem Menschen abspielt und die daher zum evolutionären Erbe der menschlichen Seele gehört. Eine solche Diagnose ermöglicht, so überlegt Wittgenstein, die beruhigende Erkenntnis, daß der problembeladene und zuweilen beschämende Verlauf der eigenen Existenz gar nicht ein charakterliches Versagen verrät, sondern eine der zahllosen und unvermeidbaren Wiederholungen einer allgemein-menschlichen, gleichsam mythischen Tragödie. Freuds Deutungsangebot bietet dem Patienten eine „ungeheure Erlösung, wenn gezeigt werden kann, daß das eigene Leben doch das Muster einer Tragödie aufweist – die tragische Entfaltung und Wiederholung eines Musters, das durch die Urszene festgelegt worden ist“ (VG 73f.).

Für diese Art der psychoanalytischen „Erlösung“ – auch der Philosoph Wittgenstein „trachtet, das erlösende Wort zu finden, das ist das Wort, das uns endlich erlaubt, das zu fassen, was bis jetzt immer, ungreifbar, unser Bewußtsein belastet hat“ (BT 276) – zahlt Freud allerdings einen hohen Preis. Denn statt wie der Philosoph des erlösenden Wortes „die Sache auszudrücken und unschädlich zu machen“ (ebd.), wird die psychoanalytische Entmystifizierung des Seelengeschehens nur durch die Stiftung eines neuen Mythos möglich. Wie die nüchterne Prüfung namentlich der *Traumdeutung* für Wittgenstein gezeigt hat, hat Freud „keine wissenschaftliche Erklärung eines Mythos gegeben. Er hat vielmehr einen neuen Mythos geschaffen“ (VG 73), nämlich den Mythos einer kausalwissenschaftlichen Dynamik der Seele, die den Zauber betörender und verstörender Traumbilder und das unheimliche Gewirr psychischer Fehlleistungen und Neurosen in das Kräfteparallelogramm einer Seelenmechanik einzuspannen versteht. Indem Freud sich hierin allerdings als ein unvollständiger Aufklärer erweist, eben weil er sich nicht über den Status seiner „Theorie“ aufklärt, richtet seine Psychoanalyse, so Wittgenstein, am Ende mehr Schaden an als daß sie nutzen könne. Denn „was Freud über das Unbewußte sagt, klingt wie Wissenschaft, ist aber bloß ein *Mittel der Darstellung*. Es sind

keine neuen Regionen der Seele entdeckt worden [...]. Das Vorführen des Traums [...] ist ein Vorführen von Gleichnissen.“ (V 198)

Gewiß sind Freud und Wittgenstein, jeder auf seine Art, Aufklärer, wenn auch Vertreter einer recht eigenwillig ausgedeuteten Aufklärung. Denn sie sehen sich nicht mehr in der Tradition Kants, sondern in diesen Dingen mehr in der Nachfolge des von beiden hochgeschätzten Friedrich Nietzsche. Freud zerstörte eine der mächtigsten Illusionen des Abendlandes, die Vorstellung von der Gottesebenbildlichkeit der menschlichen Seele, indem er eine Wissenschaft der Seelenmechanik begründete, die allen metaphysischen Sand aus dem Getriebe der Psyche zu entfernen gestattete. Wittgenstein belehrte die Menschen über die (metaphysischen) Verhexungen ihres Geistes durch die Sprache und führte ihnen vor, wie die hehren und so mühselig errichteten Gebäude der Philosophie in Schutt und Asche fielen. Seit Freud ist das Ich nicht länger Herr im eigenen Hause, seit Wittgenstein ist es nicht mehr Herr der eigenen Sprache. Beide waren sie folglich Aufklärer der radikalsten Art, rücksichtslose Zerstörer geheiligter Traditionen, fähig der äußersten Kälte der Diagnosen, brillant in ihrer intellektuellen Grausamkeit, stets bereit zur großen kulturellen Kränkung.

Doch gerade darin waren beide vor allem von der Wiener Kultur des ausgehenden 19. Jahrhunderts und des späten Kakaniens geprägt, dessen kultureller Überfluß die hagere Strenge und der verhaltene Regelungsoptimismus preußischen Zuschnitts immer fremd bleiben mußten. Wien war niemals Königsberg, und Kants innig gespürter Zusammenhang zwischen dem gestirnten Himmel und dem ethischen Gesetz mußte einem Denken nachgerade absurd erscheinen, das in positivistischer Strenge und zugleich gemütvoller Schwere nicht einzusehen vermochte, inwieweit astronomische Tatsachen Einfluß auf die Moral der Menschen haben sollten. Freud jedenfalls machte sich wiederholt, selbst noch 1932, in seinen *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, über Kants hilflosen *hieros gamos* des Kosmos mit dem Herzen, des Äußersten mit dem Innersten, lustig (XV 176), ganz im Sinne des von ihm verehrten Heinrich Heine. Freud, Wittgenstein und die ungezählten Intellektuellen der Wiener Kaffeehäuser besaßen zudem einen dem Königsberger Klima unverträglichen Sinn für das Komödiantische, jenes „umgekehrt Erhabene“ (Jean Paul), das vielleicht am klarsten in dem großen Tragikomöden Johann Nepomuk Nestroy zum Ausdruck gekommen ist. Es ist gewiß kein Zufall, daß Freud ebenso wie Wittgenstein Nestroys Ausspruch über den Fortschritt, der auf den ersten

Blick größer ausschaue als er in Wirklichkeit sei, in ihren Werken beifällig zitierten.

Aber auch Freud kannte das Gefühl der aufgeklärten Erhabenheit, selbst wenn es sich gegen Kant wandte, wie etwa in *Totem und Tabu* oder wenn er die Arbeit an der Psychoanalyse als gattungsgeschichtliches Projekt der Herausführung aus einer gleichsam phylogenetischen Unmündigkeit bezeichnete – „Wo Es war, soll Ich werden“, schreibt er 1932, und in der *Zukunft einer Illusion* preist er die von aller Metaphysik befreite, nur von Metapsychologie (IV 288) getragene „rationale Begründung der Kulturvorschriften, also ihre Zurückführung auf soziale Notwendigkeit“ (XIV 365), zu der sich die aufgeklärte und durch die Kriegserfahrung 1914/1918 orientierungslos gewordene Gesellschaft mit größerem wissenschaftlichen Recht bekennen könne als zu der nachgerade schimärenhaften Ableitung des Ethischen aus einer höheren Instanz. Mit Recht zog er aus seinem wissenschaftlichen Wagemut, unerschrocken in die Unterwelt des Ich gestiegen zu sein und die dort befindlichen Triebregungen des Es studiert zu haben, seine wissenschaftliche Würde als Aufklärer. Doch ist Freuds Weise der Aufklärung eben alles andere als optimistisch und zögert, sich als eine des Fortschritts zu bekennen. Schon die durch den Ersten Weltkrieg hervorgerufene ‚Witterungs- und Orientierungslosigkeit‘ der Gesellschaft (X 326) hatte ihn davon überzeugt, daß Kultur, Moral und gewaltfreier Umgang der Menschen allein durch gesellschaftliche Abrichtung erzeugt werden könnten; es gebe eben keine ‚Ausrottung‘ des Bösen“ (X 331), wie die einem optimistischen Menschenbild verpflichtete Aufklärung gern unterstellte (eine Überzeugung, die auch Ludwig Wittgenstein teilte). Wohl klopfte er seine Erkenntnisse immer wieder auf kulturoptimistische Hoffnungszeichen ab, aber nur, um sie am Ende als beunruhigende Signale aus einem dunklen Tiefenraum zu verorten, die wenig Anlaß zu ethischem Fortschrittsglauben lieferten. So mußte er seine Hoffnung auf die erfolgreiche Hegung des aggressiven, von der Koexistenz von Eros und Thanatos gekennzeichneten Es durch zunehmende „Ich-Werdung“ mit dem schneidenden Zusatz versehen: „Es ist Kulturarbeit etwa wie die Trockenlegung der *Zuydersee*.“ (XV 86) Freud, hier wieder ganz der rücksichtslose Aufklärer, setzt den Mächten des Triebes den Geist der Rationalität und der Wissenschaft entgegen (XIV 379), durch den ein gewisser Fortschritt erzielt werden könne (ebd. 373).

Im selben Atemzug allerdings aber belehrt der Kulturpessimist in Freud im Namen der Aufklärung die Aufklärer über die Grenzen ihres Tuns. Es scheint geradezu so, daß der Arzt gezwungen ist, mit den Mächten des Irra-

tionalen und des Archaischen einen Pakt zu schließen, soll es ihm am Ende gelingen, die kombattanten Kräfte zu zügeln und halbwegs im Gleichgewicht zu halten. Es gilt, das „Unbehagen in der Kultur“ immer wieder neu zu besänftigen, um die Menschheit vor dem Schlimmsten zu bewahren, das von Natur aus in ihr angelegt ist. Die Kenntnis der Naturgesetze der Seele gibt dem Arzt die Chance, die aufklärende Arbeit an den unausweichlich immer wiederkehrenden Mythen zu organisieren und die Seele des Einzelnen – und vielleicht sogar die der Massen – in ein dynamisches, wenn auch stets prekäres Balance zu bringen.

Wie Freud ist auch Wittgenstein ein Ikonoklast im Namen der Aufklärung. Die *Philosophischen Untersuchungen* können als die Götzendämmung der abendländischen Metaphysik gelesen werden: „Alles was die Philosophie tun kann ist, Götzen zu zerstören“, schreibt er schon 1933 (BT 279), und in einer Tagebuchnotiz aus derselben Zeit heißt es: „Wenn mein Name fortleben wird dann nur als der Terminus ad quem der großen abendländischen Philosophie. Gleichsam wie der Name dessen der die Alexandrinische Bibliothek verbrannt hat.“ (D 39) Anders als Freud reißt Wittgenstein die Gebäude der Tradition nicht im Namen einer überlegenen Einsicht oder mit dem nietzscheanischen Willen zu einer eingreifenden Umgestaltung des bestehenden Ordnungs- und Wertesystems ein. Auch wenn er von der Richtigkeit seiner philosophischen Erkenntnisse zutiefst überzeugt war, kleidete er sie doch niemals in eine *imperative Form* eines Systems oder einer verbindlichen philosophischen Lehre. Die alten „Götzen [zu] zerstören“ hieß für ihn eben, „keine neuen – etwa in der ‚Abwesenheit eines Götzen‘ – zu schaffen“ (BT 279). Es gilt, sich darauf zu beschränken, „nur die Ungerechtigkeiten der Philosophie aufzuzeigen und zu lösen, aber nicht neue [...] Glaubensbekenntnisse aufzustellen“ (ebd. 283). Wittgenstein hofft auf diese Weise jener fatalen Dialektik der Entmythologisierung entgehen zu können, der Freud erlegen war: „Die Philosophie stellt eben alles bloß hin und erklärt und folgert nichts.“ (Ebd. 282; vgl. auch PU 124)

Freilich droht damit auch die Idee der gelingenden Therapie in sich zusammenzufallen. Wenn die Philosophie „alles läßt wie es ist“ (BT 282) und eines ihrer größten Hindernisse die „Erwartung neuer tiefer/unerhörter/Aufschlüsse“ (ebd. 283) sein soll, dann hat sie am Ende nichts vorzuweisen, wofür der Einsatz sich lohnte. Gewiß hat Wittgenstein die Arbeit am Mythos philosophisch schonungsloser und vielleicht sogar authentischer betrieben als Freud, der sich als Arzt und Wissenschaftler zeitlebens zum naturalistischen Weltbild der Kausalbeziehungen und des psychischen De-

terminismus bekannte – diesem grandiosen Leitmythos des 19. Jahrhunderts. Gerade weil Wittgenstein als ein Denker im 20. Jahrhunderts die diskursregulatorische Verbindlichkeit des Kausalprinzips und des Determinismus nicht länger akzeptieren konnte, vermochte er die Befangenheit Freuds im Mythos kausaloientierter Wissenschaftlichkeit so klar zu erkennen. Bereits während der Abfassung der *Abhandlung* hatte sich Wittgenstein vom naturwissenschaftlichen Leitbild des Kausaldenkens verabschiedet (vgl. T 6.3ff.). In seinen Tagebüchern notiert er 1930 rückblickend: „Als ich vor 16 Jahren den Gedanken hatte, daß das Gesetz der Kausalität an sich bedeutungslos sei & es eine Betrachtung der Welt gibt die es nicht im Auge hat da hatte ich das Gefühl vom Anbrechen einer Neuen Epoche.“ (D 25) Mit Blick auf die Möglichkeit einer Therapie allerdings, wie sie Freud im Sinne hatte, bedeutete dieser Verzicht, das pathologische Geschehen sich selbst zu überlassen. Es bleibt nur die vage Hoffnung auf eine Selbstheilung. So heißt es bei Wittgenstein 1940 geradezu verräterisch:

Die Krankheit einer Zeit *heilt sich* durch eine Veränderung in der Lebensweise der Menschen und die Krankheit der philosophischen Probleme konnte nur durch eine veränderte Denkweise und Lebensweise geheilt werden, nicht durch eine Medizin die ein einzelner erfand. (BGM 132; Hervorhebung M.K.)

Man mag darüber spekulieren, ob Freud, hätte er länger gelebt und wäre er Zeitzeuge dessen geworden, was der Menschheit – und auch Ludwig Wittgenstein – nach 1939 widerfuhr, diesen Überlegungen zugestimmt hätte. Wahrscheinlich hätte sein ärztliches Ethos, dem er trotz seiner Distanz zum Berufsstand, stets treu blieb, obsiegt und ihn auf das Modell der kausaldeterministischen Diagnostik und der aktiven Therapie verpflichtet. Sein Bestreben wäre wohl dahin gegangen, die grundlegenden ethischen Probleme des Holocausts oder der Atombombe, die Wittgensteins letzte Lebenszeit überschatteten und seinen Kulturpessimismus noch verschärften, mit den Mitteln der Analyse zu „objektivieren“. Die Psychoanalyse tendiert aufgrund ihrer naturwissenschaftlichen Fundierung *per se* dazu, ethische Fragen auszuklammern und auf diese Weise eher noch zu verschärfen als zu ihrer Lösung beizutragen. Wittgenstein, der die logischen Analysen in seiner *Abhandlung* als ein philosophisches Mittel zu einem ethischen Endzweck begriff, ist diese ethische Indifferenz der Psychoanalyse nicht entgangen. Er notiert: „Sich psychoanalysieren zu lassen ist irgendwie ähnlich vom Baum der Erkenntnis essen. Die Erkenntnis, die man dabei erhält,

stellt uns (neue) ethische Probleme; trägt aber nichts zu ihrer Lösung bei.“
(VB 76)

Wird mit diesen Worten eine *Kränkung* formuliert, die die logische Sprach-Analyse der Psycho-Analyse zufügen muß? – Sofern sich die Psychoanalyse als Verursacherin und als Therapeutin der krankhaften Folgen der Kränkung versteht, die sie dem Ich zufügt, gewiß. Aber vielleicht sind ja „Grammatik“ und „dynamische Triblehre“ nicht anderes als frühe seismographische Ausschläge auf eine erst heute vollends offenbar werdende Kränkung unserer Zivilisation – ich meine die *ethische Kränkung*, die dem 20. Jahrhundert durch seine zwei Weltkriege, seine nicht enden wollenden Massenmorde und dem Aufbau eines weltvernichtungsfähigen Waffenarsenals widerfuhr und die dazu geführt hat, nicht länger zwischen „gut“ und „böse“ mit den diskursiven Mitteln einer Theorie oder Philosophie eindeutig unterscheiden zu können. Weder die Wissenschaft der Seele noch die philosophische Desillusionierung durch die Sprachkritik vermögen am Ende auf die ethischen Probleme eine klare Antwort zu geben. Wittgenstein und Freud haben diese Kränkung auf eine jeweils ganz eigene Weise verspürt und artikuliert – eine wirksame Therapie zu ihrer Überwindung haben offenkundig beide nicht gefunden.

Nach einem „lebenslangen Umweg über die Naturwissenschaften, Medizin und Psychotherapie“, notiert ein müder und über seine Ohnmacht zorniger Freud 1937 – ein Jahr vor seinem Tod –, sei er bloß zurückgekehrt zu den Interessen an kulturellen und philosophischen Problemen, die den „kaum zum Denken erwachten Jüngling“ einst fesselten – in seinen Augen ein „Stück regressiver Entwicklung“ angesichts der Wirkungslosigkeit seiner kulturkritischen Arbeiten (zit. nach Meyhöfer 2006, 717f.)

Dennoch hielt Freud selbst am Ende seines Lebens hartnäckig an jenen „Fortschritt in der Geistigkeit“ (XVI 219ff.) fest, durch die eine desillusionierte Menschheit die Extremität und Monstrosität ihres Zeitalters zumindest zeitweise im Zaum halten könnte.

Aber Freud blieben, anders als Wittgenstein, die düstersten Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges erspart. Entsprechend düster fällt dessen Verdikt über sein Zeitalter aus. Anfang 1947 schreibt er:

Die apocalyptische Ansicht der Welt ist eigentlich die, daß sich die Dinge *nicht* wiederholen. Es ist z.B. nicht unsinnig, zu glauben, daß das wissenschaftliche & Technische Zeitalter der Anfang vom Ende der Menschheit ist; daß die Idee vom Großen Fortschritt eine Verblendung ist; daß an der wissenschaftlichen Erkenntnis

nichts Gutes oder Wünschenswertes ist & daß die Menschheit, die nach ihr strebt, in eine Falle läuft. Es ist durchaus nicht klar, daß dies nicht so ist. (VB 111)

Hiervon ist der Wissenschaftler Freud wegen seines Festhaltens am Mythos der Wissenschaftlichkeit als Grundlage für einen Fortschritt der Geistigkeit letztlich nicht auszunehmen (vgl. auch Malcolm 162). Ihm fehle daher laut Wittgenstein die Größe, die allein jenen zuzubilligen sei, die sich über die Natur ihrer Tätigkeit vollkommen im Klaren seien. Freges Schreibart, notiert Wittgenstein nur wenige Tage vor seinem Tod, sei manchmal „groß“; und: „Freud schreibt ausgezeichnet & es ist ein Vergnügen ihn zu lesen; aber er ist nie *groß* in seinem Schreiben.“ (VB 163) Dieser Mangel an Größe – Wittgenstein geht an dieser Stelle nicht genauer darauf ein, besteht wohl darin, daß Freud jene „Ambivalenz“ bzw. Paradoxie nicht erkannte, die Micha Brumlik so beschreibt:

Freud bestreitet [...] die Autonomie der Moral – in einer letztlich reduktionistischen Weise arbeitet er an der (naturwissenschaftlich) geleiteten Entmoralisierung der Moral – freilich mit dem paradoxen Ziel, kraft dieser Entmoralisierung im Grundsätzlichen die faktische Moralentwicklung zu fördern. (Brumlik, 161)

Für Wittgenstein ist die Atombombe das Anzeichen der nunmehr erreichten vollkommenen Verschmelzung von Wissenschaft und Barbarei. Die Bombe könne wie ein brutaler Erzieher wirken, um die Menschheit über das Wesen der modernen Wissenschaft drastisch zu belehren, schreibt er eine Woche nach den Bombenabwürfen über Hiroshima und Nagasaki (VB 98f.). Und nur wenige Tage vor seinem Tod spitzt er seine Wissenschaftskepsis in folgender Überlegung zu:

Ist es falsch, daß ich mich in meinem Handeln nach dem Satz der Physik richte? Soll ich sagen, ich habe keinen guten Grund dafür? Ist (es) nicht eben das, was wir einen ‚guten Grund‘ nennen? Angenommen, wir träfen Leute, die das nicht als triftigen Grund betrachteten. [...] Sie befragen statt des Physikers ein Orakel. [...] Ist es falsch, daß sie ein Orakel befragen und sich nach ihm richten? – Wenn wir dies „falsch“ nennen, gehen wir nicht schon von unserm Sprachspiel aus und *bekämpfen* das ihre? Und haben wir recht oder unrecht darin, daß wir’s bekämpfen? Man wird freilich unser Vorgehen mit allerlei Schlagworten (slogans) aufstützen. Wo sich wirklich zwei Prinzipien treffen, da erklärt jeder den andern für einen Narren und Ketzer. Ich sagte ‚ich würde den andern „bekämpfen“‘, – aber würde ich ihm denn nicht *Gründe* geben? Doch; aber wie weit reichen die? Am Ende der Gründe steht die *Überredung*. (ÜG, 243)

Auf die Praxis der „Überredung“ hatte sich Freud gewiß hervorragend verstanden, die theoretische Einsicht in ihre beunruhigenden Aspekte hat er zuweilen gestreift, in ihren Konsequenzen erfaßt hat er sie offensichtlich nicht mehr. Im dritten Teil des unvollendet gebliebenen *Abriß' der Psychoanalyse*, der den Titel *Der theoretische Gewinn* trägt, beschwört er statt dessen noch einmal die Analogie zur Physik. „Wir haben“, heißt es dort, „die technischen Mittel gefunden, um die Lücken unserer Bewußtseinsphänomene auszufüllen, deren wir uns also bedienen wie die Physiker des Experiments.“ (XVIII 127). Während Freud sich weigerte, die ethische Kränkung in ihrer Radikalität anzunehmen, wußte Wittgenstein am Ende kein Mittel mehr, die Krankheit seiner Zeit zu heilen. Es bleibt also unsere Aufgabe, die Bedeutung der ethischen Kränkung des 20. Jahrhunderts für unsere Zeit zu ermessen.

LITERATUR

1. Freud/Wittgenstein

Freud wird nach den *Gesammelten Werken* (1947ff.) mit (römischen) Band- und (arabischen) Seitenzahlen zitiert.

Die Schriften Wittgensteins werden mit folgenden Siglen nachgewiesen: BGM: Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik; BT: ‚The Big Typescript‘, D: Denkbewegungen; PU: Philosophische Untersuchungen; T: Logisch-Philosophische Abhandlung (*Tractatus Logico-philosophicus*); ÜG: Über Gewißheit; V: Vorlesungen 1930–1935; VB: Vermischte Bemerkungen. Eine Auswahl aus dem Nachlaß; VG: Vorlesungen und Gespräche über Ästhetik, Psychologie und Religion; WA 3: Wiener Ausgabe Bd. 3.

2. Sekundärliteratur

Brumlik, M. 2006 *Sigmund Freud. Der Philosoph des 20. Jahrhunderts*, Weinheim/Basel: Beltz.

Drury, M.O’C. 1987 „Gespräche mit Wittgenstein“, in R. Rhees (Hg.), *Ludwig Wittgenstein. Porträts und Gespräche*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 142–235.

Fischer, H.-R. 1991 *Sprache und Lebensform. Wittgenstein über Freud und die Geisteskrankheit*, Heidelberg: Auer.

Malcolm, N. 1987 *Erinnerungen an Wittgenstein*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

McGuinness, B. 1979 „Freud und Wittgenstein“, in *Ludwig Wittgenstein, Schriften. Beiheft 3*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 67–81.

Meyhöfer, A. 2006 *Eine Wissenschaft des Träumens. Sigmund Freud und seine Zeit*, München: Knaus.

Monk, R. 1992 *Wittgenstein. Das Handwerk des Genies*, Stuttgart: Klett-Cotta.